

AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

Wem das Wort reden?

Offener Brief an einen anonymen Beobachter¹

Lieber, sehr geehrter Herr Rothauser,
um es gleich zu bekennen: Ich habe mich bei der Beurteilung Ihres anonymen Beitrages über den Jesuitenorden zunächst getäuscht. Denn ich hatte Ihre „Anmerkungen“ schon gelesen, bevor sie in Heft 2/1994 von „Geist und Leben“ veröffentlicht wurden; ich fand sie nicht nur wohlwollend, sondern auch gut beobachtet. Und deshalb glaubte ich, daß ich der Redaktion nicht abraten sollte, Ihre Gedanken zu publizieren. Ich dachte nämlich, daß wir Jesuiten nicht feige sein und uns verweigern sollten, auch wenn jemand uns schreibt, ohne seinen wirklichen Namen zu nennen.

Ich habe nun mit dieser Antwort nicht vor, mich zu rechtfertigen oder eine Grundsatz-Erklärung über Sinn und Unsinn anonymer Schriften abzugeben: ob und wann man solches tun kann oder darf, aus welchem Grund man einen anonymen Beitrag überhaupt lesen sollte, statt ihn in den Papierkorb zu werfen, was ja bei anonymem Journalismus meistens angeraten zu sein scheint, usw. Vielmehr möchte ich einfach reagieren als einer, der betroffen ist, weil ich so harmlos war, die Auswirkung Ihres Artikels anders einzuschätzen, als ich dies heute tue – nach etlichen Gesprächen mit aufmerksamen Lesern. Außerdem glaube ich, daß einige Ihrer Beobachtungen uns Jesuiten gegenüber doch an der Außenseite stehen bleiben und dadurch das Gespräch, das Sie anstoßen wollten, bei vielen eher verhindert wird. Vor allem aber können wir Jesuiten uns – und das wollten Sie ja nun offenbar wirklich verhindern – an Ihnen nicht reiben; denn wir können nicht abschätzen, mit welchem persönlichen Anliegen, mit welchem Herzen, mit welchen Verwundungen, Verwunderungen oder Befürchtungen Sie uns gegenüberstehen. Und das ist schade – denn der Glaube lebt nicht nur vom Hören oder Lesen, sondern auch davon, daß wir wissen, wem wir glauben sollen und dürfen. Deshalb möchte ich Ihnen und anderen anhand der Reaktionen, die ich hörte, sagen, warum das so ist; und warum dadurch ein Gespräch nicht gut läuft.

Lieber Herr Rothauser, mag sich nun hinter Ihrem Namen ein Bischof verstekken – Bischof Lehmann ist es nicht, habe ich mir sagen lassen, da ich oft danach gefragt wurde – oder ein Professor, ein Mutiger oder ein Demütiger, ein Insider oder ein Beobachter von außen oder wer auch immer – Sie haben mit Ihrer Anonymität einen empfindlichen Nerv der Jesuiten und der Kirche getroffen, da vie-

¹ P. Jörg Dantscher SJ antwortet auf den Artikel von Fritz Rothauser, *Die deutschen Jesuiten vor der 34. Generalkongregation*, erschienen in dieser Zeitschrift 1994, 134–143.

les anonym bleibt und sich hinter der Anonymität in unserer Kirche allzuoft Intrige oder Unangreifbarkeit, Feigheit oder Unbarmherzigkeit, jedenfalls immer wieder einmal Unrecht verbirgt. Wenn meine Mitbrüder für Lehrmeinungen oder Meinungsäußerungen gemaßregelt werden (beispielsweise keine Zustimmung aus den zuständigen vatikanischen Behörden für eine Professur erhalten oder wenn wir Briefe an die dafür Verantwortlichen schreiben und weder eine inhaltlich hinreichende noch überhaupt eine direkte Antwort erhalten; wenn Gutachten erstellt werden, die nicht eingesehen werden können; Gutachten, deren Autoren wir nicht kennen; Gutachten, auf die hin man sich nicht auf gutem Weg erklären oder gar verteidigen kann), dann ist es immer wieder der Schutzmantel der Anonymität, der solches in der Kirche ermöglicht; eine Anonymität, die die Betroffenen entmutigt, fassungslos oder aggressiv macht. Jedenfalls – und das habe ich in den Gesprächen anlässlich Ihres Artikels immer wieder gehört – verstehen meine Mitbrüder kaum, wieso dann ausgerechnet wir dieser Anonymität, gegen die wir andernorts kämpfen, hier Tür und Tor öffnen. Ist denn das, was hier jemand anonym zu sagen weiß, so wichtig, und ist der, der sich hinter der Anonymität versteckt, so schützenswert, daß man dieses hohe Gut der Wahrhaftigkeit und Offenheit, für das wir als Jesuiten gerne in unserem Orden, in der Kirche, einstehen wollen, derart gefährdet, daß man im Sinn der Güterabwägung dann doch der Anonymität Lebensraum geben sollte? So werde ich gefragt. Und andere Fragen lauten: „Befinden wir uns in einer Zeit der Kirchenverfolgung? Oder ist die Redaktion von ‚Geist und Leben‘ so enttäuscht über die ordensinternen Vorgänge, daß sie bereits Heckenschützen organisieren muß?“

Ich denke, daß auch Sie, wenn die Fragen sich so gestellt hätten, eher der Offenheit und Wahrhaftigkeit in der Kirche das Wort reden würden als einer vieldeutigen und das Empfinden so verletzenden Anonymität.

Dabei können Sie im Grunde beruhigt sein: Selbst ich, von anonymen Anklagen früher einmal betroffen, hatte Ihre Anonymität dennoch nicht als so problematisch und bezeichnend für eine Kirche, die ich gern verändern möchte, verstanden. Aber wie mir muß wohl auch Ihnen gesagt werden: Wehret den Anfängen! Laßt Euch in Fairness nicht übertreffen. Verringert den Raum mißverständlicher Interpretationen!

Zur Sache Ihrer Anmerkungen

I. „Der Sabbat ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Sabbat“ (Mk 2,27)

Eines der Ziele der kommenden Generalkongregation der Gesellschaft Jesu ist tatsächlich die Anpassung des Ordensrechts an das neue Kirchenrecht, wie Sie schreiben. Ich kann mir gut vorstellen, wie beim Gespräch mit deutschen Jesuiten der Eindruck entstehen kann, daß wir auf diese Revision des Rechts nicht sehr intensiv vorbereitet sind. Was Sie daraus ablesen – und wo Sie warnen – ist, daß wir

Jesuiten vielleicht denen die Domäne des Rechts überlassen, die eine sehr enge Rechtsauffassung vertreten. Ich gebe zu, daß ich selbst bei der Kongregation der Provinziäle in Loyola im September 1990 zu denen gehörte, die meinten, das Ordensrecht und seine Anpassung wären zur Vorbereitung gut in den Händen unserer Mitbrüder an der Generalskurie in Rom aufgehoben; sie wüßten besser als wir in den Provinzen, was da zu ändern sei. Denn ich hatte die Erfahrung gemacht, daß wir innerhalb unseres Ordens von einer guten mitbrüderlichen und dennoch verwaltungsmäßig hohen Stufe von Klarheit, Recht und Menschlichkeit ausgehen dürfen. Wir erleben in unserem Orden nicht die Willkür, wie sie oft einmal beklagt wird. Wir erleben nicht, daß das Recht zugunsten von Herrschenden mißbraucht wird; daß Ordnungen sanktioniert werden, wenn sie den Menschen und sein Wohlergehen nicht im Auge haben.

Daß manche von den Ordenschristen, auch von uns Jesuiten, skeptisch sind, ob die rechtlichen Anpassungen überhaupt hinreichend vorgenommen werden können, liegt nicht am Orden und seiner mangelnden Bereitschaft, mehr Menschlichkeit zuzulassen, wie ein Treffen des „Forum der Orden“ formulierte², sondern an dem mangelnden Spielraum, der bislang vielen Ordensgemeinschaften von Rom gewährt worden ist: wirklich geschwisterliche oder brüderliche Strukturen können rechtlich nur schwer eingeführt werden. Kirchliche Behörden denken immer noch in Ständen, in Hierarchien, in abgegrenzten Privilegienbereichen. Die Vorstellungen, wie Orden zu sein haben, auch rechtlich, divergieren ja nicht so sehr zwischen einzelnen Provinzen oder Klöstern der jeweils selben Gemeinschaft auf Weltebene, sondern vor allem zwischen den päpstlichen Dikasterien und den Ordensgemeinschaften insgesamt. So haben beispielsweise die Generalate die „Lineamenta“ für die Bischofssynode über das gottgeweihte Leben ausführlich diskutiert³. Vieles wurde in allen Kontinenten, bei den Orden wie auch bei den Bischöfen, kritisiert⁴. Doch das „Instrumentum laboris“ hat diese Kritik und die Anregungen nur zum Teil aufgenommen⁵. Die Orden scheinen immer noch nicht genügend frei, ihre Strukturen und ihr Recht in der Weise und in eigener Verantwortlichkeit selbst zu reformieren, wie sie es als Aufgabe des Zweiten Vatikanischen Konzils und der heutigen Zeit verstehen⁶. Die Spielräume sind eng vorgegeben und können nur mit großer Geduld und Sensibilität für die römischen Belange verändert werden.

Um ein Beispiel aus dem Bereich des Jesuitenordens zu nennen: Ein großer

² Treffen von mehr als 200 Ordenschristen aus ganz Deutschland an Pfingsten 1994 im Heinrich-Pesch-Haus, Ludwigshafen, zu einer Veranstaltung des „Forum der Orden“ unter dem Motto „Ein Plädoyer für mehr Menschlichkeit“.

³ Vgl. Union of General Superiors, *Consecrated Life today, Charisms in the Church for the World, St. Pauls (UK) 1994*, der Bericht über den Internationalen Kongreß der Generalate, Rom, 22. bis 27. November 1993.

⁴ Vgl. Hans Leo Drewes, *Lineamenta zur Bischofssynode 1994*, in: *GuL* 1994, 63–67.

⁵ Synode der Bischöfe, IX. Ordentliche Vollversammlung: *Das gottgeweihte Leben und seine Sendung in Kirche und Welt. Instrumentum Laboris*. Vatikanstadt im Mai 1994.

⁶ Die Synode der Bischöfe fand vom 2.–28. Oktober in Rom statt. Ihre Ergebnisse lagen bei Redaktionsschluß noch nicht vor.

Teil der Gesellschaft Jesu hatte schon vor Jahren die feste Absicht gehabt, die Standes- und Rechtsunterschiede zwischen Brüdern und Patres und zwischen Mitbrüdern mit einfachen Gelübden und der Feierlichen Profess aufzuheben. Damals hat es aber hierfür keine Erlaubnis gegeben, vielmehr führten diese und andere Fragen zu starken Reibungsverlusten und schließlich während der Erkrankung des Generaloberen Pedro Arrupe zur Ernennung eines päpstlichen Delegaten. Jetzt hat uns Papst Johannes Paul II. wissen lassen, daß dieses Thema auch auf der kommenden Generalkongregation weiterhin nicht zu behandeln sei. Der Orden wird sich daran halten. Infolgedessen gab es vom 12. bis 24. Juni 1994 in Loyola einen eigenen Kongreß zur Brüderfrage. Br. Josef Zwickel SJ, der deutsche Vertreter, berichtete von dem guten, mitbrüderlichen Geist⁷. Aber jeder wird verstehen, daß dort, wo offiziell verordnet wird, über bestimmte Fragen auf der Generalkongregation nicht zu reden, unbewußt auch Zurückhaltung gegenüber allzu vielen rechtlichen Fragen wächst.

Könnte es dann aber nicht so sein, daß diese Zurückhaltung gegenüber den Rechtsveränderungen eher aus der Klugheit lebt, den Lebensraum nicht noch mehr zu verknappen, und könnte es daher nicht wichtig und richtig sein, unseren Blick stärker dem Apostolat zuzuwenden? Ich weiß, daß diese Darstellung und meine Frage nur Schlaglichter auf die Situation der Orden bei der Bemühung um die Anpassung an das neue Kirchenrecht werfen kann und nicht die ganze Komplexität spiegelt, die in solchen Prozessen in der Regel enthalten ist. Als Folge bleibt aber, daß wir als Orden lieber das Recht an dem Satz Jesu orientieren wollen: „Der Sabbat ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Sabbat.“ (Mk 2,27).

Die Vermutung, daß bei ordensinternen Regelungen noch zu vieles im Fluß und noch nicht für eine Kodifizierung reif ist, stimmt dann, wenn gesehen wird, daß die Mehrheit des Ordens eine recht klare Vorstellung von dem hat, wohin sich die Rechtsstruktur der Gesellschaft Jesu heute entwickeln sollte, daß aber das für Änderungen notwendige Gespräch und die Überzeugungsarbeit gegenüber dem Vatikan noch nicht genug gereift sind.

Im übrigen wendet sich der Blick der Jesuiten im Vorfeld der Generalkongregation natürlicherweise weit mehr auf die Konstitutionen und ihren Geist als auf die daraus abgeleiteten juridischen Leitlinien und Anweisungen. So sollte, wer die Frage nach Ordensrecht und Kirchenrecht als Aufgabe der Generalkongregation anspricht, auch sehen, wie Peter-Hans Kolvenbach SJ, der Generalobere, weit mehr Gewicht darauf legt, daß seine Mitbrüder neu die Konstitutionen entdecken, um so einen Weg zu Gott zu finden⁸, als daß sie sich mit Detailfragen neu zu kodifizierender Paragraphen befassen.

⁷ *Symposion über die Berufung und Sendung der Jesuiten-Brüder in Loyola*, in: Rundbrief der Oberdeutschen Provinz, Nr. 4/1994, 14f: „Vieles kann auf der GK (Generalkongregation) als ordensrechtlichem Gremium gar nicht behandelt werden, um so mehr eben auf so einem Symposion. Auf dieser Tagung hatten die Mitbrüder auch die Freiheit, Fragen und Sorgen anzusprechen, die vielleicht auf einer GK gar nicht besprochen werden dürfen.“

⁸ Peter-Hans Kolvenbach, *Ein Weg zu Gott. Die Konstitutionen wiederentdecken. Briefe des Generals an die Gesellschaft Jesu*. 1994.

Im übrigen gibt es immer wieder Veränderungen, die je nach Situation schneller oder langsamer kommen, ohne daß große rechtliche Grundentscheidungen nötig wären. Dazu gehören auch Fragen, die die Jesuiten im deutschen Sprachraum betreffen, wie etwa unsere Kooperation zwischen den einzelnen Provinzen. Das Institut des Ordens ist so flexibel, daß die wirklich für das Apostolat erforderlichen Entscheidungen weitgehend ohne Neukodifizierungen einer Generalkongregation vorgenommen werden können. Das zeigt beispielsweise die Zusammenlegung der beiden deutschen Noviziate zu einem einzigen in Nürnberg 1993, die Zusammenarbeit der Provinzen in Ostdeutschland oder die Gemeinsamkeit in vielen einzelnen Werken wie den Zeitschriften, an unseren Hochschulen usw. Die Provinzen und ihre Leistungen haben noch immer Wege der Kooperation oder Zusammenlegung gefunden, die nicht primär vom Rechtsdenken her gesucht und gestaltet wurden, sondern von den Aufgaben und ihren Erfordernissen her. Das Recht hat in unserem Orden nicht leitende, sondern stützende Funktionen.

Dennoch sei zugestanden: Ihre Anmerkungen, lieber Herr Rothauser, werden dadurch nicht bedeutungslos oder überflüssig.

II. Wollt ihr „Salz der Erde“ oder „Licht auf dem Berg“ sein? (Mt 5, 13–16)

In einem zweiten Abschnitt sprechen Sie, Herr Rothauser, von den Arbeitsfeldern der deutschen Jesuiten, wie sie sich in den letzten Jahren einem aufmerksamen Beobachter darstellen. Es ist richtig, daß der Orden sich schon seit etwa drei Jahrzehnten aufmacht, seine Quellen zu entdecken, um diese mit den Menschen zu teilen: die ignatianischen Exerzitien und die Unterscheidung der Geister. Offensichtlich haben wir Jesuiten damit nicht nur gute Erfahrungen gemacht, sondern auch feststellen dürfen, daß selbst viele Kirchenferne bereit sind, sich auf „Exerzitien im Alltag“ einzulassen und das Leben neu in seiner Grundrichtung zu überprüfen. Leben wird dadurch reicher, gezielter, gestaltbarer und schöpferischer. Und es ist richtig, daß sich gerade junge Menschen wie unsere Jesuit European Volunteers, die sich für ein Jahr sozial engagieren und in Gemeinschaft leben (in relativer Bedürfnislosigkeit und aus dem Geist ignatianischer Spiritualität), von dieser Suche nach Glaubwürdigkeit, Engagement und Spiritualität leiten lassen und auch uns Jesuiten selbst dadurch wieder in Frage stellen.

Mit Recht stellen Sie die Frage, ob die Jesuiten hinreichend im Feld der Medien arbeiten, und zwar mit Erfolg. Vor zwanzig Jahren haben wir eine ganze Gruppe gehabt, die in verschiedenster Weise in den Medien zu arbeiten begonnen hatte, als Filmmacher, als Journalisten, als Beaufrakte beim Fernsehen, in Zeitungen, am Rundfunk, in einem Medien-Institut unserer Hochschule in München, später auch in Frankfurt. Es war ein echter Aufbruch. Heute werden wir vieles nüchterner betrachten angesichts einer konturlos gewordenen Medienlandschaft; die Kommerzialisierung hat ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten; wir sitzen nicht am Steuer, sondern da oder dort nur am Ruder.

Aber Sie benutzen ja diese Anfrage, um anzudeuten: Mancher Aufbruch verweht im Winde, der Orden ist überall und nirgends. (Sie sagen es deutlicher, spre-

chen von mangelnder Ausstrahlung.) Angesichts des Mangels an Nachwuchs, den die Orden im allgemeinen und auch wir Jesuiten in Westeuropa und speziell in Deutschland haben, ist Ihre Frage durchaus verständlich. Ihre Anmerkung ist nicht unberechtigt.

Dennoch geht mir eine andere Frage nicht aus dem Sinn, die vor kurzem Hans-Peter Kolvenbach uns Jesuiten stellte: Seht ihr euch und euer Wirken, euer Apostolat, unter dem Bild vom Salz der Erde oder vom Licht auf dem Berg? (Mt 5, 13–16).

Die Kirche und auch die Orden haben sich in den früheren Blütezeiten gefühlt wie das Licht der Welt. Und es ist schön, wenn Menschen für andere Licht in einer eher auch düsteren Welt sein können. Wer wäre das nicht gerne – im finsternen Raum, in einer finsternen Zeit oder in einem finsternen Kontinent! Doch dieses Bild vom Licht auf dem Berg hat im Lauf der Jahrhunderte auch viele Schattenseiten zugelassen: Anmaßung, Bevormundung, leider im schlimmen Sinn des Wortes Beschattung oder Überwachung. Jeder weiß da genügend aufzuzählen an Ungutem, wenn sich einer als großes Licht auf dem Berg fühlt und doch selbst nur ein kleiner, schüchtern flackernder Docht ist. Licht auf dem Berg: Sind nicht Ihre Fragen an die Gesellschaft Jesu derart, daß wir alles können und überall gegenwärtig sein sollten, mit großer Ausstrahlung, mit guten Rezepten und meßbarem Erfolg?

Ihre Frage trifft einen Nerv des Ordens. Wir sind oder wir wären gerne Licht auf dem Berg. Doch es macht eine Kirche, aber auch einen Orden atemlos, wenn er sich ständig unter dem falschen Bild entwickelt, sofern es das einzige bleibt.

Salz der Erde – da ist nichts zu sehen, nichts zu wägen. Es ist das Bild – ähnlich dem des Sauerteiges (Mt 13, 33) – bei dem nicht flächendeckend, nicht strahlend, sondern in die Welt hineinverwoben gedacht wird: von den Aposteln, der Kirche, den Christen, auch den Orden.

Nicht einmal unsere kommende Generalkongregation wird „Licht auf dem Berg“, sondern bestenfalls „Salz der Erde“ sein können, Anteil nehmend und gebend an einer sehr langen, schwierigen Geschichte der Frohen Botschaft, Geschichte der Kirche im Umbruch, einer Welt, die schon lange nicht mehr mit Generallösungen geheilt werden kann. Kirche kann nur stellvertretend, Orden nur punktuell vorhanden und wirksam sein, so sehr Sie dies vielleicht anders wünschen oder dem Leser als Vorverständnis nahelegen.

III. „Euch aber muß es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen.“ (Mt 6, 33)

Die Darlegungen über das für den Orden wichtige Dekret 4 der 32. Generalkongregation über den inneren Zusammenhang von Glaube und Gerechtigkeit als Perspektiven unserer Arbeit weist Sie, lieber Herr Rothauser, als einen kundigen Kenner der Gesellschaft Jesu aus, allerdings als jemand, der sich auf dem Diskussionsniveau von 1976/77 bewegt. Damals tauchte die Frage auf, ob die Umsetzung von Dekret 4 bedeuten solle, „daß die Jesuiten sich hauptsächlich mit sozia-

len Fragen und mit sozialen Randgruppen beschäftigen sollten, so als wäre das Institut für Gesellschaftspolitik in München und die Arbeiterpriesterkommunität in Berlin-Kreuzberg die Antwort der deutschen Jesuiten auf Dekret 4. Ja, solche Diskussionen sind damals geführt worden, aber sie sind längst überholt. Viele Jesuiten – auch im deutschen Sprachraum – haben inzwischen beachtliche Apostolatsformen entwickelt, in denen die Integration des Einsatzes für Glaube und Gerechtigkeit hervorragend gelungen ist⁹. Denn es ist inzwischen bei unserem Nachdenken über die Implikationen dieses Dekretes nicht mehr möglich, den Glauben gegen die Gerechtigkeit oder das Engagement für die Gerechtigkeit gegen die Verlebendigung des Glaubens auszuspielen. Heute haben wir besser verstanden, daß es beim Glauben wie bei der Suche nach Gerechtigkeit quasi um die beiden Brennpunkte einer Ellipse geht: Beide zusammen eröffnen erst das Feld der Verkündigung der Frohen Botschaft und der Vertiefung des Reiches Gottes.

Insofern beginnt die 34. Generalkongregation nicht mehr am selben Ort des Nachdenkens, sondern kann – und das wird von den Jesuiten in aller Welt (auch in Deutschland) generell mitgetragen – bei einem neuen, vertieften Verständnis von „Glaube und Gerechtigkeit“ ansetzen. Schon auf der Provinziälekongregation 1990 war deutlich, daß ein Gegeneinanderstellen der Dimension des „Glaubens“ gegen die Dimension der „Gerechtigkeit“ schief Argumentationen und in der Arbeit einseitige Verkündigungsformen hervorbringen kann¹⁰. Das ändert nichts daran, daß der eine Jesuit stellvertretend für den Orden eher in seiner Arbeit den Glauben zur Sprache bringen wird, ein anderer mehr die Ungerechtigkeit zu überwinden sucht. Aber was wäre der Glaube, das Wachsen des Reiches Gottes, ohne Gerechtigkeit? Und was wäre die Gerechtigkeit ohne das Grundvertrauen, den Glauben, der Kraft bietet und Richtung weist für die Suche nach Gerechtigkeit?

Daß es heute mehr Bemühungen um Randgruppen bei uns im Orden gibt als früher, auch in Deutschland, liegt vielleicht vor allem daran, daß wir stellvertretend für die Kirche insgesamt, den Kontakt zu den Armen suchen sollten, ihr

⁹ Franz Meures SJ in einer schriftlichen Stellungnahme vom 23. 3. 94 zum Artikel von Rothauser.

¹⁰ Bei den Ausführungen zum „Dekret 4 – Wohin haben wir zu gehen?“ in der Provinziälekongregation 1990 ging es darum, „zu erkennen, daß ‚Dienst am Glauben und Förderung der Gerechtigkeit‘ heute im Orden nicht zuerst als eine Priorität eines bestimmten Arbeitsfeldes zu verstehen ist, sondern als ‚modus procedendi – Weise des Vorgehens‘, die dem Orden in all seinen Anliegen und Arbeiten spezifisch sein soll. Vor allem auf Assistenzebene soll – wie dies in einigen Assistenzen schon geschehen ist – eine kontextuelle Interpretation dieser Formulierung ‚Glaube und Gerechtigkeit‘ vorgenommen werden. Dabei geht es um die je größere bzw. universalere Ebene des Kontakts mit der Realität unter verschiedenen Rücksichten (religiös, kulturell, strukturell, ideologisch, kirchlich ...) mit den nötigen wissenschaftlichen Untersuchungen, Sozialanalysen etc. Dies alles muß einerseits die jeweilige Verschiedenheit – etwa von Europa oder USA – im Auge haben, andererseits geht es um ein je integraleres Verständnis von Glaube und Gerechtigkeit. Wichtig ist hier vor allem auch der kulturelle Hintergrund, auf dem etwas geschieht, verstanden oder untersucht wird. Das ganze sollte dabei in eine Art ‚Glaube und Gerechtigkeits-Spiritualität‘ eingebettet sein, die nicht nur den Einzelnen, sondern auch die Gemeinschaft des Ordens verändert.“ (Vgl. Dantscher, Rundbrief der Oberdeutschen Provinz SJ, 7/1990, 11).

Denken verstehen wollen, ihre Sensibilität erfahren möchten. Wir wenden uns ihnen zu, nicht nur, um ihnen zu helfen, sondern um uns, der Kirche, durch sie und ihre Erfahrungen helfen zu lassen. Und Sie, lieber Herr Rothauser, werden sicher wissen, daß in Deutschland niemand von den Jesuiten behauptet, diese Zuwendung zu Randgruppen wäre genau der einzige und genuine Auftrag, der aus dem päpstlichen Wunsch folgt, wir Jesuiten sollten uns mit dem Atheismus auseinandersetzen. Ein wenig scheint es, Ihre Darlegungen würden zunächst nicht vorhandene Orientierungslinien entwerfen, um sie dann als unsinnig darzustellen. Ganz abgesehen davon, daß es gut sein kann, sich für Kranke, Sterbende, Asylanten oder andere einzusetzen, obwohl sie nicht am Unglauben leiden und nicht primäre Zielgruppe unseres Kampfes gegen Atheismus sind. Wir werden auch immer wieder suchen, neu experimentieren, infolgedessen aber auch Rückschläge einstecken, Holzwege gehen. Kirche, die dieses nicht wagt, wird nie im schlitternden Boot zum Fischfang auslaufen können. Nicht Bewahrung, sondern Be-währung würden wir gerne auf unsere Segel schreiben.

„Durch ein, sei es auch nur theoretisches, Festhalten an der These, das eigentliche heutige Glaubenshindernis bestehe in der sozialen Ungerechtigkeit, wird die Auseinandersetzung mit den wahren Problemen, mit denen sich Glaube und Kirche in Deutschland konfrontiert sehen, eher behindert als gefördert“, schreiben Sie¹¹. Dem Leser wird eine Sackgasse des Denkens eröffnet, vermeintlich als jesuitische These – und dann besteht natürlich das Recht, einen solchen Weg als Sackgasse zu kritisieren. Der Diskussionsstand des Ordens, schon auf der Kongregation der Provinziäle in Loyola 1990 als Vorbereitung für die 34. Generalkongregation, hat deutlich gemacht, daß eine solch schlichte Verknüpfung des Auftrages der „Bekämpfung des Atheismus“ und eines jesuitischen Engagements für größere „Gerechtigkeit“ der Komplexität – und zwar weltweit und nicht nur für Deutschland – nicht gerecht werden kann. Die kommende Generalkongregation wird es sich nicht leisten können, so einfache Alternativen aufzustellen. Es war und bleibt sicherlich der Vorzug eines Ordens, der nicht von Rom her verordnet, sondern von Rom her motivieren will, die regionalen Besonderheiten und Ausfallungen der Sendung den Jesuiten vor Ort zu überlassen. Insofern ist auch die deutsche Erwartung an eine Generalkongregation sehr realistisch, wenn die Jesuiten nicht glauben, eine Generalkongregation könne heute (noch) die Probleme vor Ort lösen. Wir, die Jesuiten im deutschen Sprachraum, sind eingeladen, selbst nachzudenken und missionarisch tätig zu werden.

IV. „Tut alles ohne Murren und Bedenken!“ (Phil 2, 14)

Mit Recht weisen Sie in Ihrem 4. Teil darauf hin, daß der Jesuitenorden nicht wehleidig sein soll. Sie wählen andere Formulierungen, aber es wird jedem deutlich, daß Sie den Jesuiten sagen wollen, sie sollen sich nicht in die Phalanx derer einreihen, die nur klagen und die Situation der Kirche bejammern. Die Situation

¹¹ Rothauser, a.a.O., 139.

der Kirche zur Zeit des Ignatius war bestimmt in keiner beneidenswerteren Lage als heute. Ignatius hat sich eher darauf eingelassen, für die Kirche zu arbeiten, Kinderkatechese zu halten, sich für die Prostituierten Roms einzusetzen, Missionare in alle Welt zu senden, Kollegien zu gründen usw. als zu jammern. Ich glaube auch, daß das Klagen allein keinem die Frohe Botschaft näherbringt. Aber welche Jesuiten kennen Sie denn bitte, die nur klagen und jammern? Es geht meiner Meinung nach auch nicht darum, Stimmungen mitzutragen von Menschen, die an der Kirche leiden, nur um ihnen zu gefallen. Aber es geht darum – und hier unterscheidet sich die Zeit von Ignatius und die unsere in Deutschland wahrscheinlich mehr als uns lieb ist –, daß wir, wenn wir für die Kirche einstehen wollen, auch dazu beitragen müssen, daß sie ihre Glaubwürdigkeit behält und sich partnerschaftlich verhält. Das ist kein „Gemeinplatz in fast allen deutschen kirchlichen Gremien“¹², sondern es ist Teil der Frohen Botschaft. Paulus hat um der Kirche willen das Verhalten von Petrus angemahnt. Es hat ihn auch etwas gekostet – und es war für Petrus nicht angenehm. Aber in diesem Sinn ist es eine geschwisterliche Aufgabe, wenn wir Ordenschristen uns kritische Fragen der Bischöfe oder des Papstes stellen lassen, wenn sich aber auch die Kirchenleitungen die Erfahrungen und Nöte der Orden zu Herzen nehmen. Ob es in Noblesse geschieht oder in der Kleinlichkeit der Verärgerung, darin sehe ich einen Unterschied. „Tut alles ohne Murren und Bedenken!“, schreibt Paulus der Gemeinde von Philippi (Phil 2, 14). Diese Haltung ist wichtig und es ist die Grundrichtung, in der alle Vorbereitungen für die Generalkongregation laufen. Die Kirche wird keinen wehleidigen Orden vorfinden; die von uns gewählten Delegierten werden und wollen nicht an der Klagemauer sitzen. – Aber das sind Vorbereitungen, die niemand im Vorfeld wahrnehmen kann. Sie sind zu überprüfen an der Wirklichkeit unserer Gespräche und Treffen vor der Kongregation und während der Generalkongregation. Es sind Schritte, die nicht nur organisiert werden können, sondern um die wir beten, hoffend, daß auch stimmt, was Paulus unmittelbar vor seiner Aufforderung, nicht zu murren, sagt: „Darum, liebe Brüder – ihr wart ja immer gehorsam, nicht nur in meiner Gegenwart, sondern auch viel mehr jetzt in meiner Abwesenheit –: müht euch mit Furcht und Zittern um euer Heil! Denn Gott ist es, der in euch das Wollen und Vollbringen bewirkt, noch über euren guten Willen hinaus“ (Phil 2, 12f). Es ist tröstlich zu hören, daß das Wirken nicht nur unser eigenes, sondern das Gottes einschließt.

V. dann werdet ihr nicht ermatten und den Mut nicht verlieren!“ (Hebr 12, 3)

Mut zum Christsein und zur Kirche, keine Oberflächlichkeit, sondern Tiefgang, geistige Auseinandersetzung zwischen dem christlichen Glauben und den verschiedenen heute herrschenden Auffassungen ... und schließlich Christusverbundenheit, das sind die in konjunktivischer Formulierung als Wünsche formulierten Schlußpunkte einer wohlwollenden Betrachtung. „Oh, wenn doch die Gesell-

¹² Nach Rothauser, a.a.O., 140.

schaft Jesu in Deutschland heute so wäre!“, so könnten wir mit Ihnen, Herr Rotherhauser, ausrufen. Ich stimme Ihnen zu; denn Sie benennen einerseits nicht nur Schwachpunkte: Natürlich sind wir nicht das, was wir selbst und Sie von der Gesellschaft Jesu erwarten. Andererseits schreiben Sie es als eine Form von Wunsch, daß wir Jesuiten mehr davon werden. Dieses wird nicht zuerst durch eine Generalkongregation erreicht, sondern dadurch, daß sich Menschen heute weiterhin für Jesus Christus engagieren, auch wenn sie auf schwankendem Boden stehen. Wir haben uns die Welt, auch die eigene, nicht ausgesucht, in der wir leben wollen. Die erste Compania de Jesu, nämlich die Apostel, sahen sich wie in einem vom Sturm gepeitschten Boot. Christus – Sie haben uns Jesuiten gegenüber seine Stimme angenommen – sagt seinen Freunden: „Ihr Kleingläubigen, warum habt ihr solche Angst!“ (Mt 8, 26). Das Meer, auf dem dieses Schifflein Petri hin und hergetrieben wird, ist zwar für den Augenblick still, aber es bleibt ein Meer mit allen Stürmen. Glauben Sie bitte daher nicht, daß irgendwann der Zeitpunkt kommt, wo der Jesuitenorden oder die Kirche, die deutsche oder die weltweite, ohne Probleme, ohne Stürme sein wird. Ein wenig könnte man den Eindruck gewinnen, Sie hofften, wir Jesuiten könnten aus einem See mit seinen Stürmen eine wunderschöne Blumenwiese im niemals welkenden Frühling machen.

Die Generalkongregation wird in der Art ihrer Äußerungen daher viel vorsichtiger, aber hoffentlich nicht mutlos, formulieren; viel gebrochener, aber nicht zerbrochen; viel weniger allgemeingültig, aber dafür brüderlicher.

Und wir hoffen, daß das nicht aus Feigheit, nicht aus Mangel an Zielvorstellungen, nicht aus der Neigung, den Dingen nur oberflächlich nachzugehen, sondern aus der Verpflichtung Jesus gegenüber geschieht. Dabei wollen wir gerne Diener der Freude, nicht Herren des Glaubens werden (vgl. 2 Kor 1, 24). Und ich nehme es als ein gutes Zeichen der Gesellschaft Jesu, daß auch die deutschen Jesuiten sich im allgemeinen auf die kommende Generalkongregation, die im Januar 1995 beginnt, freuen und sie nicht abschätzig verdrängen. Aber all das sieht man nicht von außen.

Jörg Dantscher, München